

Politische Rundschau.

Vom afrikanischen Kriegsschauplatz.

* Es herrscht jetzt Stille auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz. Langsam sucht die südafrikanische Heeresmacht der Engländer in Freikstaat De Wet und Steijn zu umzingeln. Aus Transvaal verläuft gar nichts von englischen Bewegungen. Dagegen veröffentlicht die „Times“ eine Depesche aus Lourenço Marques, daß die Boeren sich in beträchtlicher Stärke in den Hügeln jenseits Ribbelburg verschanzen.

* In der englischen Presse wird es mit ganz besonderer Zuversicht als ein untrüglicher Beweis baldigen Friedensschlusses bezeichnet, daß die fremden Militär-Antagonisten, die bisher im Gefolge des Feldmarschalls Roberts den kriegerischen Operationen beigewohnt haben, im Begriff sind, nach Kapstadt und von da nach ihren Heimatländern zurückzukehren. Dies kann aber auch ebenso gut meinen, daß die fremden Offiziere bezw. die Regierungen es für nutzlos halten, den langwierigen Guerilla-Krieg, der kaum noch Operationen auf größerer Basis erfordert wird, noch weiterhin an Ort und Stelle zu verfolgen. Damit ist aber der Feldzug selbst doch noch lange nicht zu Ende.

Der Aufstand in China.

* Mit Seymour ist nun von Tientsin aus die Verbindung hergestellt worden; Seymour hatte mit seiner Truppe Peking nicht erreicht. Er mußte vor der chinesischen Heeresmacht zurückweichen. Die fremden Gesandtschaften sind nicht bei ihnen; von ihnen fehlt jede Nachricht. Die Deutschen haben bei Tientsin 1 Leutnant und 10 Mann durch Tod verloren, 20 Mann sind verwundet.

* Die Sachlage ist jetzt so, daß die Gesandten und Fremden in Peking noch immer bedroht erscheinen und daß die Versuche Seymours, ihnen Hilfe zu bringen, einwärtigen gescheitert sind. Er hat sein Korps mit starken Verlusten nach dem von den Mächten besetzten Tientsin zurückziehen können. Aber selbst die Verbindung zwischen Tientsin und Taku ist nicht völlig frei. Von Norden her soll der russische General Sioeffel mit 10 000 Mann nach Peking unterwegs sein.

* Außerst bedenklich erscheint, daß die Unruhen weit über den Hauptstern hinaus und in die Interessensphären einzelner Mächte hinein sich zu dehnen beginnen. Nach einer Depesche der „Daily News“ aus Schanghai haben Boer die Militärschule in Mukden (Mandschurei) zerstört. Die Chinesen stoben in diesem Gebiet auf starke russische Streitkräfte. Um so überraschender ist der Vorstoß.

* Auch für unsere eigene Einflußsphäre in China ist die Gefahr ernstlicher Kämpfe als früher getrachtet zu betrachten. An hiesiger amtlicher Stelle eingegangene Meldungen bestätigen, daß in Nord- und auch in Südchinesischland Unruhen ausgebrochen sind, die Wachsamkeit und vielleicht Einschreiten erheischen. Außer den Ausschreitungen in Weichin (Nord-Schantung), wo die protestantische (amerikanisch-methodistische) Mission niedergebrannt ist, erscheint auch Tsinning, der Sitz des Bischofs Anzer, bedroht.

* Die Meldungen über die Zerstörung des Fremdenviertels stellen sich als stark übertrieben heraus. Sämtliche Deutschen sind unverfehrt.

* In wenigen Wochen werden fremde Truppen in Stärke von mindestens 60 000 Mann in China Verwendungen finden können. Die japanische Regierung hat beschloffen, 20 000 Mann nach China zu senden. Beeinflusst dürfte dieser Beschluß sein durch die Erklärung des Unterstaatssekretärs Brodrid im englischen Unterhaus, die englische Regierung werde die Entsendung von Truppen seitens jeder Macht begrüßen, die infolge des nahen Standorts der Truppen in der Lage sein könne, sofort zur Unterdrückung von Unruhen in Nord-China einzuschreiten. Der Kaiser von Japan

hat die Herausgabe von 50 Millionen Yen (nicht 15 Millionen, wie zuerst gemeldet) zu militärischen Zwecken sanktioniert. Nicht weniger als 35 Transportschiffe sind nach den „Times“ von Japan gemietet worden. Ebenso große Anstrengungen wie Japan macht als Konkurrenzmacht Rußland. Wie bereits gemeldet, hat Rußland sein Amur-Korps mobilisiert und ist daher im Stande, mindestens 20—30 000 Mann aufzubieten.

Deutschland.

* Der Kaiser hielt am Donnerstag in Kiel in der Matrosenlaserne einen Appell über 2000 ehemalige Gardisten ab. Der Monarch hielt eine Ansprache, in der er die Hoffnung ausdrückte, daß sie die Treue und die vaterländische Gesinnung bewahren und auf ihre Umgebung übertragen und in dieser Weise weiterarbeiten würden bis an das Ende ihrer Tage. Er freute sich außerordentlich, die Gardisten in so großer Zahl versammelt zu sehen und danke denselben.

* Das Allgemeinbefinden des Königs Albert ist wieder befriedigend. Es handelt sich übrigens nicht um Krebsleiden, sondern um eine gutartige Neubildung in der Blase.

* In den nächsten Tagen dürften die meisten preuß. Staatsminister und wohl auch die meisten Mitglieder des Bundesrats Berlin auf Sommerurlaub verlassen. Der Reichskanzler ist bereits nach Nagaz gereist und gedachte in drei Wochen etwa wieder auf kurze Zeit hierher zu kommen, um sich dann auf seine Güter nach Ruzland zu begeben. Der Finanzminister v. Miquel, der Eisenbahnminister v. Thielen, der Staatssekretär Graf v. Posadowsky, der Minister des Innern Graf v. Rheinbaben sind in den ersten Tagen des Juli ihre Erholungsreisen angetreten. — Allerdings erscheint es nicht ganz ausgeschlossen, daß in den Reichspositionen der preuß. Staatsminister und auch der Mitglieder des Bundesrats noch wesentliche Änderungen eintreten könnten, falls die Ereignisse in Ostasien eine weitere Machtenkung Deutschlands bedingen sollten.

* Daß der preussische Eisenbahnminister v. Thielen sein Abschiedsgesuch eingereicht habe, will die „Voss. Ztg.“ aus gut unterrichteter Quelle erfahren haben. Sie weiß auch die Beweggründe, die den Minister zu dem Schritt veranlaßt haben, mitzuteilen und thut es unter dem Vorbehalt, daß sie im Augenblick diese Angaben nicht auf ihre Richtigkeit habe ausreichen prüfen können. Herr v. Thielen habe das Mißfallen des Kaisers erregt sowohl wegen seiner Haltung bei einzelnen Straßenbahnunfällen als wegen seiner Rede bei der Eröffnung des Elbe-Extraktionskanals. Der Minister habe einstweilen einen längeren Urlaub erhalten, von dem er nicht mehr in sein Amt zurückkehren werde.

Oesterreich-Ungarn.

* In der Hofburg der österreichischen Kaiserstadt ging am Donnerstag die Eidesablegung des Erzherzogs Franz Ferdinand aus Anlaß dessen morgantischer Vermählung mit der Gräfin Sophie Chotek vor sich.

Frankreich.

* Aus der scheinbaren Disziplinariwidrigkeit des Generalstabschefs Delanoe gegen den Kriegsminister Andre wollten die Nationalisten dem letzteren einen Strich drehen, was ihnen jedoch mißlungen ist. Die Deputiertenkammer nahm mit 306 gegen 220 Stimmen eine Tagesordnung an, in der die Erklärungen des Kriegsministers gebilligt werden. Der Sozialist Sembat beantragte, daß der Tagesordnung die Worte zugefügt würden: „Die Kammer ist entschlossen, nicht zu gestatten, daß die Disziplin streng auf die einfachen Soldaten, aber nicht auf die Offiziere angewendet werde.“ Dieser Zusatz ward vom Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau genehmigt und vom Hause mit 326 gegen 179 Stimmen angenommen. Schließlich ward die ganze Tagesordnung mit 301 gegen 226 Stimmen angenommen.

England.

* Das Kolonialamt erhielt ein Telegramm aus Braslu vom 25. Juni, in dem Oberst Wilcocks, der Befehlshaber der Gnsaftruppe für Sumassi, mitteilt, ihm sei ein Schreiben des Gouverneurs der Goldküste zugegangen, in dem es heißt, Sumassi könne sich nur noch bis zum 20. Juni halten. Der Kommandant von Belwai empfing brieflich die Mitteilung, daß man am 21. Juni und während der folgenden Nacht 10 Kanonenschiffe, gefolgt von anhaltendem Gewehrfeuer, vernommen habe. Die Truppen hätten versucht, unter andauernd stürmendem Regen vorzurücken, es sei aber unmöglich, täglich mehr als einige Meilen vorwärts zu kommen. Sumassi ist also vielleicht schon gefallen!

Belgien.

* Der Prozeß gegen den Attentäter Sipido wegen des Schusses auf den Prinzen von Wales wird am 2. Juli in Brüssel verhandelt.

Holland.

* Die niederländische zweite Kammer genehmigte die Konventionen der Friedenskonferenz bezüglich der Anwendung der Genfer Konvention auf den See-Krieg und der Gefetze und Gebräuche bei Landkriegen.

Ueber die chinesische Gesandtschaft in Berlin

schreibt die „Nat.-Ztg.“: In den „Belten“ liegt unter Nr. 14 ein sehr sauberes, weiß gefirnishtes Haus mit Garten und Balkon hinter reich mit Rosenbüschen besetztem Vorgarten. Laternen flankieren das von Säulen getragene Portal, rot-weiß gefirnishten Markisen wehren die Sonnenstrahlen von den Fenstern und vom Balkon ab, und oben auf dem Dache ragt eine Flaggenstange empor. Das wäre nun nichts Merkwürdiges, denn solcher eleganter Häuser gibt es in der Umgebung des Tiergartens eine fastliche Menge, aber da eben ein bezopfter Kopf mit Schlitzen über die Balkonbrüstung herabschaut, merkt man doch, daß es mit dem Hause seine eigene Bewandnis hat: in den „Belten“ Nr. 14 wohnt die chinesische Gesandtschaft. In eine eigenartige Lage ist wohl selten die Vertretung eines fremden Staates versetzt worden, als je die chinesische: offiziell ist der Krieg zwischen Deutschland und China nicht erklärt, aber inoffiziell wird bombardiert und schießt, daß es nur so kracht. In den „Belten“ Nr. 14 steht es so friedlich und harmlos aus, als ob Krieg und Kriegsgeschrei nie die Welt beunruhigt hätten. Sehr würdevoll schreitet morgens der Koch, angethan mit dunkler Gewandung, auf weichen hohen Füllschuhen nach wie vor nach der Markthalle am Reichstagsufer, um dort Einkäufe an Gemüse, Geflügel, Obst und sonstigen Dingen zu machen. Hat er künftigen Blickes die Rohmaterialien erhandelt, so wandert er ebenso würdevoll nach der Gesandtschaft zurück, aber begleitet von einer rudiischen Markfrau, die auf dem Rücken die wohlgefüllte Kiste trägt. Ab und zu sind beide in einer etwas lapidaren Unterhaltung begriffen, die wahrscheinlich nur dazu bestimmt ist, den deutschen Wortschatz des hochfunktigen Sohnes des Himmels um einige Broden zu bereichern. In den kühlen Abendstunden nimmt man auch in den Gängen des Tiergartens zuweilen Sekretäre und Attaches der Gesandtschaft wahr. Einige von ihnen sind recht wohl genährt, als schwebten sie nicht auf Confucius, sondern auf Epiturf und Lucullus; andere hingegen sehen sehr mager aus, als hätten sie an den Nachwehen der fürchterlichen Gramina, die sie zur Erlangung ihrer Würden beschaffen mußten. Diejenigen Herren, die goldene Brillen tragen, nehmen sich aus, wie wenn sie zur echten Gelehrtenzunft gehörten. In gemessener Unterhaltung promeniieren sie zwischen den Bäumen, von den Berlinern, die sich an ihren Anblick schon längst gewöhnt haben, unbeachtet. Die Mitteilungen der deutschen Presse werden mit Eifer verfolgt, und Li Tschun, der Dolmetscher der deutschen Sprache und Angehöriger der vierten Rangklasse, die zum Tragen des weißen Knopfes und eines Pu-tzu mit

Silberfahne berechtigt, hat infolge dessen viele Arbeit. Mit den Knöpfen ist es eine eigentümliche Sache; sie geben die Rangklasse an und stehen daher in einer gewissen Verwandtschaft mit den Gefreiten- und Sergeantenknöpfen unserer Vaterlandsverteidiger. Der höchste Knopf ist der rote, dann folgen der Weiße nach der blauen, der kristallene, der weiße und der goldene. Mit einigen Unterabteilungen gibt es im ganzen neun Rangklassen und dementsprechend auch neun verschiedene Knöpfe. Diese Abzeichen, von runder Form und von der Größe einer kleinen Wallnuß, werden inmitten eines Bismars roter Seidenknopfes auf der Mütze oder auf dem konisch gefalteten Hut getragen. Das Pu-tzu ist gleichfalls ein Rangabzeichen, und zwar in Form eines bestickten großen Brust- und Rückenschildes aus Seidenstoff und von vierreihiger Form. Die Zivil-Mandarin tragen als Seidenknopf im Pu-tzu einen ornamentierten Vogel, die Militär-Mandarin ein Kanbiter. Dem Range nach folgen für diese das Einhorn, der Löwe, der Leopard, der Tiger, der Bär und zuletzt der Panther, für jene der Goldfisch, der Pfau, die wilde Gans, der Silberfahne, der Pelikan, die Mandarinen-Gente und die Wachel. Den Frauen der Mandarinen steht gleichfalls das Recht zu, das Pu-tzu zu tragen, nur muß bei den übrigen das Tier den Kopf nach der rechten Seite wenden, bei dem des Mannes hingegen nach der linken. Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Chinas am Berliner Hofe, Erzlegung Lu-Hai-Suan, Direktor des Transporthofes, Träger der Pfauenfeder und des Rangknopfes zweiter Klasse, darf sich also mit einem Knopf von blauer Farbe und einem Pu-tzu mit Pfau schmücken. Die Pfauenfeder, zu deren Tragen er außerdem noch berechtigt ist, hat mit dem Rang nichts zu thun, sondern ist einfach ein Ehrenzeichen, das wie unsere Orden verstanden wird.

Von Nah und Fern.

Helgoland. Am 1. Juli sind zehn Jahre vergangen, seit die Insel Helgoland von englischen in deutschen Besitz übergegangen ist. Die Helgoländer wollen diesen Tag festlich begehen, ebenso den 15. Dezember d., an welchem vor zehn Jahren die Insel durch Besetz dem Deutschen Reiche einverleibt wurde.

Memel. Das Vorsteheramt der hiesigen Kaufmannschaft hat gemeinsam mit den Kreis- und städtischen Behörden unter Hinweis auf die feste Vernehmung der deutschen Kriegsmarine beim Reichsmarineamt beantragt, eine Flottenstation der deutschen Kriegsmarine in Memel errichten zu wollen. Der Stadt würde dadurch ein Ersatz geboten werden für so manchen staatliche Einrichtungen, die früher dort gewesen, aber im Laufe der Zeit infolge von Veränderungen der Verhältnisse derselben genommen worden sind. Diese Bitte ist abschlägig beschieden worden, da ein Bedürfnis zur dauernden Stationierung von Schiffen und Marineteilen in Memel zur Zeit nicht vorliegt.

Genä. Die große Firma Carl Zeiss hat ihre männlichen Geschäftsangehörigen über die Einführung des Achtfünftages abstimmen lassen. Die Abstimmung ergab 614 Stimmen für und 105 Stimmen gegen den Achtfünftag, der dann angenommen wurde. Die Fragestellung lautete: „Wer traut sich zu und ist zugleich gewillt, in der auf 8 Stunden verkürzten Arbeitszeit bei Lohn und Akkord daselbe zu leisten wie bei der bisherigen neunstündigen Arbeitszeit?“ Bei der neuen Arbeitszeit fallen die bisherigen Frühstücks- und Besperpausen weg, die Mittagszeit beträgt im Sommer zwei Stunden, im Winter 1 1/2 Stunden.

Mudolfstadt. Eine überaus rohe That ist von einem 13 jährigen Schulfreien in Ragbitte verübt worden. Er lockte einen anderen gleichaltrigen Knaben, der sich durch keine Arbeiten etwas Geld verdient hatte, in den Wald, um ihn seines Verdienstes zu berauben. Da er ihn nicht gleich gefügig machen konnte zur Herausgabe der kleinen Barschaft, brachte er ihm mit einem Messer so schwere Wunden bei, daß der Verletzte nach der Landesheilanstalt gebracht werden mußte. Der Thäter wurde verhaftet.

Die Verstohene.

14] Novelle von Wilibert Sahlmann.

Gradesstraße herrschte in dem traulichen Gemach. Mit weicher, festlich bewegter Stimme fuhr der Squire in seiner Erzählung fort: „Es war etwas Drolliges an dieser Liebe. — Der junge Mann wurde in ihr, durch sie veredelt, er lernte zum ersten Mal an Frauenadel glauben. Er hatte anfangs gehofft, bei der schönen Schwester des Kapitäns so leicht zu liegen, wie er stets geglaubt hatte, er vergaß, welchen Frauen er sich bisher genähert hatte, — eine Scheu überkam ihn in der Begegnung mit diesem jungen, reinen Mädchen.“

Es ist wahr — nicht alle Schuld trifft den Squire, nicht alle Schuld, daß alles kam, wie es kam.

Kapitän Witt schloß in Buenos Ayres eine Frecht nach Hamburg ab, der Squire hatte also Gelegenheit, an Bord der „Henriette“ seine endliche Rückreise nach England zu machen; der Kapitän wollte Dover anlaufen.

Die „Henriette“ ging wieder unter Segel, auf dieser Reise sollte sich in den kleinen Schiffsraum, der — außer der Mannschaft — nur vier Menschen barg, das Vorspiel zu einer kühneren Tragödie entwickeln.

Der Squire von Devonshire trat mit seiner Liebe zu der schönen Schwester des Kapitäns offen hervor, er that es gegen den Willen der Geliebten, die ihm riet, ihre gegenseitige Liebe noch geheim zu halten, da sie den Charakter ihres Bruders kenne. Sie meinte nämlich, so

würde er nie einwilligen. Der Squire sollte sich von seiner Heimat aus schriftlich an Kapitän Witt wenden und hierbei ihre das weitere überlassen. Sie würde ihm, dem Squire, antworten, und im Fall der Bruder nicht gleich in ihre Verbindung willigen sollte, ihn stets wissen lassen, wo sie sich befände. Auf die Länge der Zeit, so sagte das Mädchen, könne der Bruder ihren Bitten doch nicht widerstehen, sie seien ja beide noch jung und könnten warten.

Der Squire wollte von diesem Vorschlag nichts wissen, in seiner leidenschaftlichen Liebe wollte er die Geliebte sofort besitzen, und blind gegen Henriettes Ratschläge, sprach er um ihre Hand bei dem Kapitän an.

Er that es in ehrenhafter Weise, ohne jeden Nebenbanten, die Liebe zu dem lieblichen Mädchen beherrschte ihn ganz, er überdachte nicht die Folgen, er sah nicht die Hindernisse, er vergaß alle Rücksichten, die er seinem Stande, seiner Geburt, seiner Familie denn doch schließlich schuldig war.

Kapitän Witt hörte den jungen, vornehmen Herrn ruhig an, die Antwort, die dem Squire wurde, war eine ebenso kalte, wie vollständig abweisende.

„Herr“, antwortete der Kapitän — „hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, daß meine Schwester, die ich bisher das Herzblatt meines Lebens nannte, soweit vergessen konnte, auf eure Verführungskünste, eure glatten Reden zu hören, Ihr wäret sicher nicht an Bord der „Henriette“. Rast mich ganz anbreiden.“ fuhr er fort, dem Squire das Wort abschneidend, daß dieser ergreifen wollte, — „entweder Herr,

seid Ihr ein Schurke oder ein ehrlicher Mann. In beiden Fällen werde ich meine Schwester von heute an zu schützen wissen. Für einen leichtsinnigen Lord ist meine Schwester zu gut, mit meinem Blut würde ich ihre Schande abwuscheln suchen, und Herr, für einen edlen Lord, der es noch so ehrlich meint, ist Henriette Witt, meine Schwester, kein Weib, sie würde nur tief unglücklich werden. Und nun kein Wort weiter darüber verloren. Ich setze Euch bei Dover aus — und Ihr vergeht Johann Witts Schwester, das ist mein letztes Wort, — ich spreche mit Euch keine Silbe weiter über diese Sache.“

Von diesem Augenblick an bestand eine Scheidewand zwischen der Kapitän-Familie und dem Squire. Der Steuermann mußte dem Squire seine Kajüte einräumen, der Squire die Kajüte des Steuermanns beziehen.

Der Kapitän war herr auf seinem Schiffe, — und der junge Engländer sagte sich um so mehr in den Willen Witts, weil diese ersten, sich aufstürmenden Hindernisse nur seiner Liebe einen Sporn verliehen.

Flüchtig, auf einige Augenblicke, traf er mit der Geliebten am Abend zusammen. Das junge Mädchen war bleich und ernst, in ihren schönen Augen blinkten jetzt noch Thränen.

„Ich habe es ja gesagt“, flüsterte sie dem Squire zu, — „alles würde verloren sein, ich kannte den eisernen Willen meines Bruders; wir müssen uns trennen.“

„Tölpel wir“, raunte der Squire ihr ins Ohr, — „bleibe mit mir und werde mein Weib.“

Das junge Mädchen sah ihn starr in die Augen, dann eilte sie die Kajütentreppe hinauf, sie hörte ihren Bruder nahen.

Tagelang saßen sich die beiden Menschen nicht; der Kapitän mußte sie wie eine Gefangene bewachen, — der Squire war von der Geliebten geschieden. Seine Mahlzeiten wurden ihm in seiner Kajüte serviert, der Zutritt zu den Familienräumen des Kapitäns ihm kurz verweigert.

Etwa vierzehn Tage mochten vergangen sein, als der Squire spät am Abend noch auf dem Deck weilte; er unterließ sich mit dem Matrosen, der die Wache hatte, und dieser erzählte ihm, daß der Kapitän, welcher den Tag über gar nicht zu Gesicht gekommen war, sich unwohl fühlte und sogar im Bett geblieben sei.

Der Matrose war der einzig nicht deutsche Seemann am Bord, er war ein Engländer. Als der Mann nach dem bei dem völlig schönen Wetter das Steuer führenden Schiffsjungen gegangen war, lehnte sich der Squire hinter der Kabinthür auf eine Bank und blickte auf das Meer hinaus.

Er hatte kaum einige Minuten gelesen, als wie ein Gepfens auftauchend eine weibliche Gestalt vor ihm stand — es war die Schwester des Kapitäns. Der Squire erschrak — erschak nicht über das Erscheinen der Geliebten, nein, er erschrak über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, während der Zeit, daß beide getrennt von einander gewesen. Aus dem lieblichen, sanften, lächelnden Mädchen war ein ernstes Weib geworden; kein Lächeln umschwebte mehr den kleinen Mund, aus ihrem Auge strahlte